Warum?

Autor(en): **Schilling, Helmut**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 44

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646737

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

erstanden Kaffeehäuser in Nürnberg und Augsburg, 1687 in Hamburg, 1694 in Leipzig, 1721 in Berlin. Ungefähr um dieselbe Zeit dürfte der schwarzbraune Trank auch seinen Einzug in die Schweiz gehalten haben. A.

(Aus der Zürcher „Wochenschau".)

Das weiße Grab.

Von Wilhelmine Baltinester.

Ein dunkler Allerseelenabend. Das Meer stieg plätschernd an den grauen Felsen empor, auf denen die kleine Stadt aufgebaut war. Dicht am Rande der hohen Steilküste lag der Friedhof. Pinien wuchsen aus der Erde des hügelig ansteigenden Totenackers empor, rauschten dumpf im kühlen Meereswinde, daß man unter ihrem hohen Dache wie durch einen Riesendom dahinschritt, über sich die mächtige, aus Wipfeln gebildete Kuppel, die leise schwankte, als wäre der letzte Tag gekommen, an dem alles zusammenstürzen müßte.

Gebetsmurmeln schwoll an wie der Atem des unruhvollen Meeres, Lichter glühten auf. Tiefer Ernst schauerte über gesenkte Gesichter.

Oben, auf der höchsten Stelle des Friedhofes, schimmerte es weiß. Ein mit weißen Marmorplatten umkleidetes Doppelgrab zweier Liebenden. Alte Sage zog um diese helle Ruhestätte, die im Volksmunde „das weiße Grab" hieß. Jeder, der liebte, hoffte, sich in Sehnsucht quälte, in Ungewißheit marterte, ging hierher. Es hieß, ihm würde Trost und Hilfe werden. Jugend brachte Blumen, zarte Myrte, sorgsam gehegt in reinem Mädchenstübchen, schwere Rosen und die herbe Pracht voller Nelken. Zu Bergen schwollen die Blumenkränze auf der weißen, vom Alter rauh gewordenen Marmorplatte an.

Die alten Leute blickten hinauf; boshafte, die ihre eigene Jugend vergessen hatten, schüttelten die Köpfe; gute, verstehende, die alt, aber nicht verbittert geworden waren, gingen mit wehmütigem Lächeln ihres Weges und störten die Jugend nicht.

Das Bettelweib, das mit bittend vorgestreckter Hand hinter einer Buchsbaumhecke hervorgetreten war, erzählte dem Fremden, der ihre Hand mit Silber füllte, gern die Geschichte der beiden Toten.

Aussichtslos und um so heißer hatten sie einander geliebt, bis der unerbittliche Vater der Braut ein Machtwort sprach und das Mädchen zwang, eines verhaßten Mannes Weib zu werden. Unselig war dieser Zwang. Und in der Nacht vor dem Hochzeitstage lag die Braut auf den Knien und flehte zu Gott, sie hinwegzunehmen, ehe sie dem andern folgen müsse. Die ganze Nacht lag sie so und bettelte verzweifelt um den Tod. Als der Morgen kam, war sie an Leib und Seele wund vor Schmerz und betastete ihren Puls, aber der hatte noch immer das leise Pochen des Lebens.

Die Hochzeitsgäste kamen, und der weiße Schleier hüllte das Mädchenhaupt ein, und der Myrtenkranz drückte wie Dornengeflecht die bleichen Schläfen.

Sie fuhren zur Kirche. Dunkel zog es über das Meer herauf, aufgrollender Donner schien den bisher fröhlichen Gästen schlimme Vorbedeutung. Die Braut lehnte, fast ohne Leben, in den blutroten Sammetpolstern des Wagens.

Dann führte man sie über die Kirchentreppe, auf der Blumen gelegen hatten, die nun aber ein heftiger Sturm hinwegfegte, daß sie, traurig zerpflückt, im Straßenstaube herumwirbelten. In den Gesichtern der Gäste war das Lächeln erloschen. Aber der Brautvater hatte fürchterliche Strenge um den harten Mund.

Dann betraten sie die Kirche. Schritt um Schritt wurde die Braut dem Altare entgegengeschleift. Sie ließ die müden Augen herumwandern und erblickte hinter breitem Pfeiler, die Hände zu Fäusten verkrampft, grünweiß im Gesicht, den einzig Geliebten. Zwei Schritte noch. Der Priester wartete, und dann war sie gnadenlos verloren.

Da ein Erdröhnen, furchtbarer Donnerschlag, als sei Gottes Faust auf das Kirchendach niedergesaust. Vielstimmiger Angstschrei der Gäste. Der Blitz hatte in die Kirche eingeschlagen. In wüstem Drängen stoben die Leute dem Ausgange zu. Allen voran, angstbleich, wild mit den Ellbogen um sich fahrend, feig und ohne sich um das Mädchen, das ihm im nächsten Augenblicke hätte angetraut werden sollen, zu bekümmern, der Bräutigam.

Zwei Menschen hatte der Blitz getötet. Die Braut, die im weißen Schleier langhingestreckt auf dunklen Fliesen lag, und den Treuen, der in furchtbarem Schmerze hinter dem Pfeiler gestanden hatte. Der Vater der Braut war vom Blitze nur gestreift worden, aber gelähmt und der Sprache beraubt.

Drei Tage später sagte man in derselben Kirche das Totengebet für die beiden Liebenden und bestattete sie in einem Doppelgrabe, das der Vater, zu spät in verzweifeltem Mitleide entbrannt, mit kostbarem schneeweißen Marmor schmücken ließ.

Zu dem Grabe der beiden, die Gott nun vereinigt hatte, wallfahrten die Jungen vieler Generationen, und seit Jahrzehnten gab es im Umkreis keine Liebenden, die dort nicht gebetet hätten.

Die Geschichte der Bettlerin war zu Ende. Mit überschwenglichem Danke für die Gabe zog sie sich, Segenssprüche murmelnd, von dem Fremden zurück und verschwand im tiefen Schatten des Friedhofes. Oben lag das weiße Grab, blumenumduftet, im weichen Glanze unzähliger Lichter, die auch viele junge, tiefernste, von heiliger Andacht verschönte Gesichter beschienen.

Ueber den düsteren Pinien zerteilte sich das Gewölk. Sterne funkelten auf, das große Auge des Mondes leuchtete, wie von Tränen umspült. Und zwei weiße, schlanke Wolken schwebten darüber hin wie reine Seelen ins lichtvolle ewige Leben.

Warum?

Ich frage nicht, warum die Erde steht,
Weshalb in stets demselben, ewig gleichen Kreis
Das Weltgestirn durch seine Bahnen geht; —

Ich frage nicht, warum das Leben ist,
Das in dem Toten schwingt, unfaßbar, fremd und leis,
Warum ein Gott, warum ein Weltall ist,

Warum das Feuer und das Meer, das Licht. —
Ich frage nur, warum ich Mütter weinen seh,
Warum der Schmerz sich aus der Seele bricht

In stumpfem Leidensausdruck, stillem Gram;
Warum ich Kinderaugen traurig lächeln seh,
Von denen irgendwer die Wärme nahm.

Ist es zuviel, wenn ich nach Händen schau,
Die arbeit-, gramzerfressen sind? Wenn sich der Gang
Der Trauernden dahinschleppt, — Kind und Frau

Und Greis in stummer Demut armgeplagt?
Wenn ich das Leid erblicke, heimlich, ernst und bang?
Ich frage nur. — Hab ich zuviel gefragt?

Helmut Schilling.

Ein Gotthardzug.

Die Fahrt über den St. Gotthard ist immer ein hoher Genuß. Die Strecke von Erstfeld über das Massiv bis hinunter nach Bellinzona bringt Bilder, die den Reisenden immer wieder fesseln und ihn veranlassen, die Fahrt bei Tage zu machen. Seitdem der elektrische Zug auf der Strecke von Basel bis Chiasso durchgeführt ist, sind die Belästigungen durch Rauch und Ruß fortgefallen und man kann bei geöffnetem Fenster im Genusse der gerade auf der Gotthard-